

Rudolf Stichweh

Berlin, Wissenschaftskolleg, Theorie der Weltgesellschaft

Geboren 1951. Studium der Soziologie und Philosophie an der Freien Universität Berlin und der Universität Bielefeld. Diplom 1977; Promotion 1983; 1985-89 MPI für Gesellschaftsforschung, Köln; 1987 Maison des Sciences de l'Homme, Paris; 1989-94 MPI für europäische Rechtsgeschichte, Frankfurt a. M.; 1991-94 Lehrstuhlvertretungen in Mannheim und Frankfurt/O.; 1994-2003 Professor für soziologische Theorie, Universität Bielefeld; seit 2003 Professor für soziologische Theorie, Universität Luzern; seit Oktober 2006 auch Rektor der Universität Luzern. Bücher: *Zur Entstehung des modernen Systems wissenschaftlicher Disziplinen: Physik in Deutschland 1740-1890* (1984); *Der frühmoderne Staat und die europäische Universität: Zur Interaktion von Politik und Erziehungssystem im Prozess ihrer Ausdifferenzierung (16.-18. Jahrhundert)* (1991); *Wissenschaft, Universität, Professionen: Soziologische Analysen* (1994); *Die Weltgesellschaft: Soziologische Analysen* (2000); *Inklusion und Exklusion: Studien zur Gesellschaftstheorie* (2005) – Adresse: Universität Luzern, Soziologisches Seminar, Kasernenplatz 3, CH-6000 Luzern 7, Schweiz. E-Mail: rudolf.stichweh@unilu.ch

Berlin hatte bis dahin in unserem Leben keine große Rolle gespielt. Für mich war es die Stadt meiner ersten beiden Studiensemester 1972/73. Als Stadt zwar positiv besetzt und erlebt: die Wege in Dahlem; die Weiträumigkeit und Vielgestaltigkeit auch schon des damals noch viel kleineren West-Berlin; der Kurfürstendamm; die Kinos, insbesondere das Arsenal in der Welscherstraße; die Schaubühne, besonders der Peer Gynt. Aber vor allem hatte ich ja studieren wollen und hatte der akademischen Welt mit dem allergrößten Respekt entgegengesehen. Den aber verdiente die FU damals nicht; das, was ich in jener kurzen Zeit von ihr kennen gelernt habe, erwies sich als ein Desaster.

Jetzt waren wir am 26. September 2005 in Berlin angekommen, nur ein Jahr, nachdem wir den Umzug von Köln in die Innerschweiz hinter uns gebracht hatten. Mich überrascht immer wieder, wie schnell die Anpassung ablaufen kann. Nach wenigen Tagen war eigentlich alles eingerichtet und in Besitz genommen; die Schule und der Hort unserer Tochter, ihre beiden Sportvereine, der Tennisclub der Eltern, die Einkaufswege, die Unterscheidung von Grunewald und Stadt als stabile räumliche Orientierung, die ersten gemeinsamen Abende in den ungeheuer anziehenden Bibliotheksräumen (deren integralen Transfer nach Luzern wir oft im Kopf durchgespielt haben), noch bevor wir überhaupt andere Fellows kannten, die kleine Amerikanerin, die, wie dies nur Kinder können, noch vor dem Kennenlernen entschieden hatte, dass unsere Tochter ihre Freundin sein würde. Die Arbeitsplätze

waren besetzt: In meinem Fall stabil in der Wohnung Koenigsallee; im Fall meiner Frau wechselte das handgeschriebene Manuskript ihres Buches die Arbeitsorte – die Bibliothek, ein Arbeitszimmer in Dahlem, unsere Wohnung, ein Büro im Wissenschaftskolleg. Ein wenig später gab es im Wissenschaftskolleg erstmals Essen und dann traten eine nach der anderen die Personen hinzu. Bald waren die Wege durch die Delbrückstraße oder von der Villa Walther zum Wissenschaftskolleg oder über den Hasensprung zur S-Bahn so, als seien wir sie schon seit Jahren gegangen, und wir suchten unter den umstehenden Villen die zu unseren Wünschen passenden Objekte aus.

Wir haben in Berlin relativ alltäglich gelebt, fast so, als seien wir mit offenem Zeithorizont umgezogen, und nicht wie Leute, die in den knappen ihnen zugemessenen zehn Monaten alles erkunden müssen. Dennoch sind auch unsere Kreise langsam größer geworden. Wie eigentlich an keinem Ort zuvor hat sich uns der Eindruck aufgeprägt, dass man diese Stadt gern mit dem Auto durchfährt und dass dies den Intellekt beschäftigt und unterhält. Im Hintergrund traten dabei für mich immer mehr die Museen Berlins hervor, mit dem Gefühl, das in dieser Intensität neu war, dass gerade diese Museen jene unverzichtbare Funktion zur Anschauung bringen, die Talcott Parsons mit einem für Nichtsoziologen schwer verständlichen, aber deshalb um nichts weniger präzisen Ausdruck „latent pattern maintenance“ genannt hat. Gemeint ist damit die Erhaltung und Kontinuitätssicherung von Mustern und Strukturen, die auch dann für Wiederverwendung und Modifikation zur Verfügung stehen, wenn sich gerade niemand aktiv mit ihnen befasst. Zu diesem Bild Berlins als eines wieder verfügbar gewordenen historischen Erfahrungsraums kamen über die Monate andere Städte hinzu, die wir größtenteils nicht gekannt hatten: Gotha und Weimar, Dresden und Potsdam, Lübeck und Wismar.

Mein Projekt für das Wissenschaftskolleg war seit Jahren als Entwurf fixiert, und ich bereite es im Grunde seit einem knappen Jahrzehnt vor. Ich nenne dieses Projekt die Arbeit an einer Theorie der Weltgesellschaft, und es ist mir klar, dass auch jetzt noch viele meiner Co-Fellows dies für ein überzogenes Unterfangen halten werden, als den vergeblichen Versuch einer jener „theories of everything“, an denen sonst nur Physiker arbeiten. Nun fühle ich mich in der Tat Physikern verwandt, und zwar in der Hinsicht, dass ich an ihnen eine mich anziehende Kombination von hartnäckigem – gewissermaßen präepistemologischen – Realismus und der zugehörigen Überzeugung der wirklichkeitserschließenden Kraft gerade von Abstraktionen beobachtet zu haben glaube. In vieler Hinsicht scheinen mir Physik und Soziologie verwandt, und zwar vor allem darin, dass in beiden Disziplinen eine Pluralität von Theorien und eine Pluralität von Methoden viel bewusster im Vordergrund des Interesses und der Arbeit stehen, als dies in jeweils benachbarten Disziplinen der Fall ist.

Die Theorie der Weltgesellschaft ist dennoch alles andere als eine „theory of everything“. Worin ich mich von fast allen, die auf dem Gebiet der

Globalisierungsforschung arbeiten, zu unterscheiden glaube, ist, dass ich überzeugt bin, dass man Globalisierungsforschung/-theorie nicht als eine Spezialsoziologie wie die Soziologie der Sprache, des Sports, der Migration, der Kriminalität etc. ausführen darf. Selbst Niklas Luhmann ist dieser „Kategorienfehler“ meines Erachtens in seiner abschließenden Gesellschaftstheorie (1997) unterlaufen. Demgegenüber ist es die Absicht meines Buches zu zeigen, dass der elementare Sachverhalt der Weltgesellschaft – als der eines Systems, das alle Kommunikationen in der Welt in sich einschließt, und alle anderen Sachverhalte als Umweltsachverhalte ausschließt – uns vor allem dazu zwingt, den gesamten begrifflichen Apparat der Soziologie – ihre Theorien und ihre Methoden – neu zu durchdenken und der Diagnose der Weltgesellschaft anzupassen. Jedes der Kapitel des Buches unternimmt einen solchen Versuch der Neujustierung des Denkapparats der Soziologie, sei es für Vorstellungen über Strukturbildung und soziale Prozesse, für Vorstellungen über soziale Diversität und sozialen Konflikt, für soziologische Kategorien von Raum und Zeit, für das Verhältnis von Solidarität und Normativität und schließlich auch für die Umstellung der Theorie der Ungleichheit von nationalen auf globale Muster der Verteilung von Ressourcen.

Die zehnmonatige Arbeit am Wissenschaftskolleg, die ich überwiegend diesem Projekt widmen konnte, hat an diesen Grundentscheidungen nichts Wesentliches verändert. Man könnte damit kokettieren, dass man deshalb ein erfolgloser, weil nicht hinreichend lernwilliger Fellow gewesen sei. Aber das wäre nicht ganz ernst zu nehmen. Ein Arbeitsprojekt dieser Art ist in eine *longue durée* eingebettet, in der zwar Umbrüche in der Wissenschaftsentwicklung – in meinem Fall in den letzten Jahren bestimmte Spielarten des evolutionären Institutionalismus in Anthropologie und Ökonomie; die „small world“-Annahmen der interdisziplinären Netzwerkforschung; die Forschungen zur Wissensbasierung gerade auch globaler Sozialsysteme – signifikante Veränderungen provozieren, aber die Community der in einer Institution gleichzeitig anwesenden Fellows vor allem die Funktion hat, die Vielfalt der in der Wissenschaft verfügbaren Spielarten interaktionell zu vergegenwärtigen und in diesem Sinne unablässig als Anregung und als personalisierte Beschreibung des Niveaus, auf dem etwas zu leisten ist, zu wirken.

Das Buch, mit dessen Niederschrift ich im Wissenschaftskolleg begonnen habe, werde ich hoffentlich in ein bis zwei Jahren vorlegen können. Zugleich besteht einer der stärksten Effekte der konzentrierten Arbeitsphase dieser zehn Monate aber auch darin, dass mir deutlicher als je zuvor vor Augen steht, dass der Umfang der historischen und vergleichenden Studien, die für mein Projekt erforderlich sind, dafür sorgen werden, dass jedes Buch, das ich in den nächsten zwei Jahrzehnten publizieren werde, immer nur ein Zwischenbericht sein wird. Insofern ist das Jahr im Wissenschaftskolleg für mich auch ein Umschaltzeitpunkt: Entschiedener als zuvor liegt ein Wissen darüber vor, dass ich über jene drei oder vier untereinander eng verbundenen

Projekte entscheiden muss, die ich mit einiger Aussicht auf Erfolg zu der Art von Abschluss führen kann, die in der Wissenschaft im günstigsten Fall erreichbar ist. Dazu gehört das in Berlin verfolgte Kernprojekt einer Theorie der Weltgesellschaft als der Arbeit an dem begrifflichen Vokabular, auf das die Soziologie angewiesen ist, wenn sie Globalisierung angemessen verstehen will. Zweitens das parallel verfolgte Langfristprojekt zur Soziologie des Fremden, das die Geschichte der Weltgesellschaft aus dem spezifischeren Blickwinkel der historischen Vielfalt gesellschaftlicher Rollen für Fremde und Migranten rekonstruiert. Weiterhin konzentriertere Studien zu Struktur und Genese bestimmter Funktionssysteme der Weltgesellschaft, unter denen mein jetziger Planungshorizont vor allem Monographien zu Wissenschaft, zu Intimbeziehungen und zum Sport im Blick hat. Schließlich das stärkere Einarbeiten evolutionärer Perspektiven in die Soziologie, wobei ich das Wort „evolutionär“ in einem bewussten Doppelsinn verstehe: als systematisches Prüfen der Potentiale neodarwinistischer Theorien für die Theoriebildung der Soziologie und zugleich als Erarbeiten einer vergleichenden Langfristgeschichte menschlicher Gesellschaften, die deutlich über die Zeiträume hinausgeht, die Soziologie bisher im Blick hatte. Berlin war insofern für mich nicht zuallererst eine Phase der Fertigstellung eines abschließbaren Produkts, sondern auch Gelegenheit der gedanklichen Konsolidierung eines Forschungsprogramms. Das Wissenschaftskolleg ist dafür ein perfekter Ort. Wenn ich dort überhaupt etwas vermisst habe, dann war es eine stärkere Präsenz der Naturwissenschaften, als eines Erfahrungs- und Theoriebildungsraums, der für mich unverzichtbar ist.

Wenn ich die zeitliche Strukturierung unseres Aufenthalts in Berlin vergegenwärtige, sind es im Rückblick zwei Dinge, die sich besonders aufdrängen. Das eine ist die Präsenz der Jahreszeiten, die uns gerade in dem begrenzten Kosmos Grunewald in diesem vergangenen Jahr als Herbst, Winter und schließlich Sommer in einer ungewöhnlichen Intensität und einer unerwarteten Vollständigkeit gegenübertraten. Das war ein Geschenk, das uns der Zufall und die Zeit gemacht haben. Ein anderes nachhaltiges Moment waren die letzten ca. sechs bis acht Wochen in Berlin, die sich in der Rückschau vielleicht für lange Zeit mit der Fussball-Weltmeisterschaft und mit der Topographie der Orte und der Wege, die die lokale Teilnahme an diesem Weltereignis geschaffen hat, verknüpfen werden: Die Fahrradfahrten in der nachmittäglichen und dann abendlichen Sonne entlang der auf dem Rückweg von Fahnen und Hupen geprägten Clayallee, bei jenen Spielen, die wir in der gerade erstandenen Dahlemer Villa eines unserer ältesten Bielefelder Studienfreunde gesehen hatten. Das ungeheuer konzentrierte Spiel gegen Polen, in der Pizzeria eines Dresdener Konferenzhotels, bei einer Tagung zum „Eigenen und Fremden“. Das fatale Schweizer Spiel zusammen mit ukrainischen Fans in einem italienischen Restaurant in Potsdam, wo wir unsere Tochter aus einem zweitägigen Zeltlager bei einem Potsdamer Hockeyturnier abgeholt hatten. Das Viertelfinale gegen Argentinien in einem Restaurant

am Savignyplatz, und nach dem Elfmeterschießen der Sprint zum Theater, wo wir Karten für Becketts „Glückliche Tage“ hatten, um nur eine „Halbzeit“ später aus dem Renaissance-Theater zu entfliehen, weil sich dort unabweisbar der Eindruck aufgedrängt hatte, dass das Theater selbst ein riesiger Sandhaufen ist, in dem sich eine altgewordene, immer noch schwarzgekleidete Avantgarde seit Jahrzehnten selbst wiederaufführt, indem sie aus den selbstgegrabenen Löchern den auf der Bühne aufgekarreten Sandhaufen fixiert. Zwischen den Spielen des Turniers das fleißige Üben der Kinder auf dem Rasen der Villa Walther, wo am Ende kein Rasen mehr war, oder die sonntägliche Radfahrt durch die ruhigen Straßen des Quartiers, um mit den Kindern der Villa Walther und Hunderten von anderen Kindern und Erwachsenen zwei Stunden am Eingang eines Mannschaftshotels auf Autographen zu hoffen. Schließlich das kleine Finale gegen Portugal in einem Restaurant in Lübeck und danach der Rückweg durch die ganze Stadt zu unserem Auto, an vielen Hunderten von Lübeckern vorbei, die ein Lied sangen, und als wir in Hörweite waren, verstanden wir den überraschenden Liedtext: „Lübeck ist viel schöner als Berlin“. Am nächsten Mittag der Abschied der deutschen Mannschaft auf der Fanmeile, beobachtet in einer Public Viewing-Arena am Strand von Travemünde, wo wir kurz zuvor einen stillgelegten Leuchtturm besichtigt hatten, der mir erstmals die komplexe Technik und Evolution dieses visuell so reizvollen Symbols erschloss. Und dann am Abend desselben Tages erneut St.-Michaels-Heim im Grunewald, für zehn Monate der Hort unserer Tochter, in diesen Wochen aber die vielleicht beste Großleinwand nahe der Villa Walther, und dort schließlich der nur in der Retrospektive gesehene Kopfstoß Zidanes als das Finale im Finale.

Ich schreibe dies vier Wochen nach unserer Abreise aus Berlin. Erneut fällt auf, wie schnell etwas relativ weit zurückliegt und wie schnell eine neue Wirklichkeit sich als täglich selbstverständliche etabliert. Aber Berlin hat Möglichkeitsstrukturen im Erwarteten und in dem, was als Zukunft vorgestellt werden kann, hinterlassen. Ich will nur ein winziges Detail notieren. Vor gut acht Tagen saßen wir gegen Mitternacht auf einer Raststätte nahe Bellinzona, auf der Rückfahrt von einem achttägigen Urlaub in Aix-en-Provence. Es war auch von Planungen die Rede. Für mich unvermittelt sagte unsere neunjährige Tochter „Wir fühlen uns überall zu Hause.“ Ich bin überzeugt, dass dies ohne Berlin nicht hätte gesagt werden können. Und ohne dies wissen zu können, hat Virginia einen zweihundert Jahre älteren Satz paraphrasiert, der mich in meinen Arbeiten zur Weltgesellschaft und zum Fremden in seinen Auslegungsmöglichkeiten immer wieder einmal beschäftigt hat. Edmund Burke notierte ihn 1796 in einem Traktat zur französischen Revolution „No European can be a complete exile in any part of Europe.“